

## Diskussion

HELMUT THOMÄ, ULM

### Gemeinsamkeiten und Widersprüche zwischen vier Psychoanalytikern\*

Es ist zu begrüßen, daß die Redaktion der PSYCHE beschlossen hat, der Disputation mehr Raum als bisher zu geben. Michael Ermann, Otto Kernberg und Heinz Weiß ist vorweg dafür zu danken, daß sie meine Arbeit bewertet haben.

So erfreulich Gemeinsamkeiten sind, so muß es doch in erster Linie um die Klärung strittiger Punkte gehen. Zustimmung und Kritik sind in den Kommentaren recht unterschiedlich verteilt. Zwischen Ermanns Position und meiner Einschätzung des psychoanalytischen Pluralismus gibt es kaum Unterschiede. Ich habe seinen Ausführungen also wenig hinzuzufügen.

In Kernbergs Kommentar überwiegt die Übereinstimmung. Seine Einstellung zur »technischen Neutralität« und zur »Selbstenthüllung« gibt mir jedoch eine willkommene Gelegenheit, meine Gegenposition schärfer zu kennzeichnen. Weiß hat aus kleinianischer Perspektive besonders viel zu kritisieren, so daß mir eine Erwiderung nicht erspart bleibt. Da es mir in dieser Entgegnung vor allem um die Diskussion von Differenzen geht, treten bestehende Übereinstimmungen in den Hintergrund.

#### *Pluralismus und Subjektivismus*

Vom Reichtum psychoanalytischer Ideen und vom klinischen Erfahrungsschatz, den jede Generation sich mühevoll aneignen muß, bin auch ich immer wieder beeindruckt. Ermann und Kernberg unterstützen meine Einstellung zum Subjektivismus und Pluralismus und meine Kritik an exzessiven Gegenübertragungsbeschreibungen. Im Gegensatz zu der Meinung von Weiß teile ich die Auffassung von Ermann, daß wir uns in einer Phase postmoderner »Beliebigkeit« befinden, die Widersprüche verharmlost oder ignoriert. Daß psychoanalytische Erkenntnisse vielfach aus höchst persönlichen Erfahrungs- und Denkprozessen hervorgehen, bleibt von dieser Kritik unberührt. Um zur *wissenschaftlichen* Erkenntnis zu werden, müssen sich persönliche Erfahrungen freilich im Diskurs der vergleichenden Psychoanalyse argumentativ und empirisch ausweisen.

Weit davon entfernt, die Psychoanalyse zu einem einheitlichen Gebilde machen zu wollen, irritiert mich der Pluralismus aus einem schlichten Grund: Die Überlegenheit der jeweiligen schulspezifischen Theorie und Technik wird vorausgesetzt. Repräsentanten aller Richtungen beanspruchen oft ohne genauere Begründung eine vergleichsweise höhere Gültigkeit und Wirksamkeit ihrer Behandlungstechnik. Trotz zunehmender Toleranz wird impliziert, im Besitz der wahren und eigentlichen Psychoanalyse zu sein. Die Diskussion über die Förde-

---

\* Diese Anmerkungen beziehen sich auf folgende Publikationen: H. Thomä, 1999; M. Ermann, 1999; O. F. Kernberg, 1999b; H. Weiß, 1999.

Revidierte Fassung bei der Redaktion eingegangen am 1. 11. 1999.

rung der Forschung in der IPA bringt die bestehenden Spannungen, die auch die Unterscheidung von Weiß (1999, S. 895) zwischen empirischer Forschung *über* Psychoanalyse und psychoanalytischer Forschung im engeren Sinn kennzeichnen, zum Ausdruck.

Als Eklektiker kann man sich mit Ermann (1999, S. 877) damit begnügen, solche theoretischen Konstruktionen auszuwählen, mit deren Hilfe man die therapeutische Situation bestmöglich zu bewältigen glaubt. Die Psychoanalyse als Wissenschaft kann es jedoch nicht jedem Praktiker überlassen, mit welcher Kombination von Theorieteilen er sich seinem Patienten gegenüber »authentisch« fühlt und welche Variation der Methode zur Vertiefung von Erkenntnissen und zur Optimierung der therapeutischen Wirkung führt. Insgesamt geht es mir darum, durch die Vision einer komparativen Kasuistik und durch eine *methodisch* ausgerichtete Streitkultur die negativen Aspekte des Pluralismus und Subjektivismus zu überwinden sowie Meinungsverschiedenheiten fruchtbar zu machen.

### *Die totalistische Auffassung der Übertragung*

Kernberg teilt meine Kritik an der »Überdehnung des Begriffs der Übertragung«. Er betont, daß es unerlässlich sei, das Erleben des Patienten in der analytischen Situation differenziert zu erfassen, also die zutreffenden Beobachtungen des Patienten, die Kernberg als die »realistischen« bezeichnet, von den neurotischen Übertreibungen und Verzerrungen zu unterscheiden.

Damit wird Gills Auffassung, von der Plausibilität der Wahrnehmungen des Patienten auszugehen, anstatt primär deren Verzerrung anzunehmen, anerkannt. Gill konnte auch nicht umhin, pathologische Aspekte der Übertragung, die im Mittelpunkt der analytischen Bearbeitung stehen, von den nicht krankhaften Seiten der Begegnung oder Beziehung zu unterscheiden.

Es trägt auch zur weiteren Klärung meiner Position bei, daß Kernberg (1999b, S. 879) einerseits die »totalistische« Auffassung der Übertragung kritisiert, während er die kleinianische Auffassung der »totalen« Übertragung als hilfreich betrachtet. Ich nehme an, daß Kernberg aus heuristischen Gründen die totale Übertragungsanalyse favorisiert. In dieser Sicht gäbe es keine verbale oder averbale Mitteilung des Patienten, die ohne potentiellen Bezug zum Analytiker wäre. Es sei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß sich daraus *kein* neuer, auf die Übertragung bezogener »Deutungsfanatismus« ergeben muß oder gar sollte.

So gesehen, scheint die »totale« Übertragungsanalyse ein übergeordnetes Kennzeichen zu sein, das Kernberg nicht nur mit den Kleinianern, sondern auch mit Gills Definition verbindet. Es bestehen jedoch Unterschiede, die darauf zurückgehen, daß Analytiker von ihrer dritten Position aus die Art der Übertragung (pathologisch, »unanständig« etc.) ganz unterschiedlich diagnostizieren und ihre Deutungen daran orientieren. Hierbei handelt es sich um eine fortlaufende Diagnostik, die sich zwischen Annahmen über unbewußte Strukturen (Schemata) und Beobachtungen in der Therapie hin- und herbewegt. Psychoanalytiker, die ihre »dritte Position« aus dem Auge verlieren, neigen zu subjektivistischen und totalistischen Auffassungen von Übertragung und Gegenübertragung.

Die in der Übertragung beobachtbaren Wiederholungen haben meines Erachtens zwei Brennpunkte: Im Hier und Jetzt aktualisieren sich unbewußte Sche-

mata, die anlässlich konfliktreicher Beziehungen durch Verinnerlichung von Interaktionsmustern entstanden sind. In Anbetracht der kaum ernsthaft bezweifelbaren Tatsache, daß sich die Therapie in der Gegenwart vollzieht und Analytiker den Verlauf und das Ergebnis auf Veränderungen unbewußter Strukturen (= Schemata) zurückführen, hat das Hier und Jetzt des Austauschs die höchste Priorität. Geht man statt dessen von der Zeitlosigkeit des Unbewußten aus, wird das gegenwärtige Erleben in wesentlichen Punkten mit der Vergangenheit isomorph. Überspringt man durch genetische Übertragungsdeutungen die rezenten Auslöser, die von der analytischen Situation ausgehen, sind ungünstige Konsequenzen aus folgenden Gründen zu befürchten: Diese Deutungen reduzieren die (pathologische) Übertragung auf ihre intrapsychischen Bedingungen. Hierbei werden die aktuellen Auslöser entweder ganz übergangen oder so minimiert, daß der Patient an seinen Antennen für die vom Analytiker ausgehenden Signale zweifeln muß. Dieser Zweifel verschiebt das Ungleichgewicht zuungunsten des Patienten, so daß genau jene Abhängigkeiten und maligne Regressionen entstehen, die Balint als Folge »kleinianischer Übertragungsdeutungen« (siehe Thomä, 1999, S. 837) beschrieben hat. Die Pathologisierung zutreffender Wahrnehmungen des Patienten als Auslöser bereitliegender unbewußter Dispositionen verstärkt neurotische Selbstunsicherheiten. Der Entzug von Anerkennung und Bestätigung entspricht zwar der Frustrationstheorie der Therapie, die in allen einflußreichen Richtungen maßgebend wurde, läuft aber der Theorie der Meisterung von Konflikten, deren therapeutische Überlegenheit Weiss und Sampson (1986) überzeugend aufgezeigt haben, entgegen. Es ist erstaunlich, daß das Werk dieser beiden Autoren im deutschen Sprachraum weithin unbekannt ist (siehe Albani et al., 1999).

Nimmt man den Einfluß des Analytikers auf das Hier und Jetzt der Übertragung ernst, ergibt sich eine Kritik an der kleinianischen, »totalistischen« Übertragung. Diese Kritik richtet sich nicht gegen die Vertiefung des Verständnisses der Übertragung durch M. Klein und ihre Schüler, sondern dagegen, daß im »totalistischen« Verständnis Wesentliches, nämlich die Aktualität, fehlt. Denn zum Hier und Jetzt gehört gerade das Neue, also die therapeutische Dimension, die auch in der totalen Auffassung – von der totalistischen ganz zu schweigen – ausgeklammert ist. P. Heimann (1962) hat schon vor langer Zeit an einer Falldarstellung von H. Segal (1962) das antitherapeutische Überspringen der aktuellen Auslöser paranoider Ängste moniert. Gill hat P. Heimanns Kritik aufgegriffen und aus seiner Sicht später in der Diskussion mit Steiner präzisiert (Gill, 1984, S. 516 f.). Der springende Punkt ist, wie Analytiker mit den Informationen umgehen, die der Patient fortlaufend bewußt und unbewußt registriert. Die bifokale Natur der Übertragung bringt es mit sich, daß die Apperzeptionen des Patienten, die durch den Analytiker induziert werden, primär plausibel sind und nicht nur aufgrund »falscher Verknüpfungen« (Freud, 1895d, S. 121, 309) entstehen. Genau hier liegt der Dreh- und Angelpunkt therapeutischer Veränderungen anlässlich neuer Erfahrungen, die es ermöglichen, den Analytiker in einem anderen Licht zu sehen als die alten Figuren, die partiell projiziert werden.

Aus dem Verständnis der bifokalen Natur der Übertragung ergeben sich nicht nur Konsequenzen für die Deutungstechnik. Es handelt sich um eine grundlegende Erneuerung und Erweiterung der psychoanalytischen Methode und der sie fundierenden Theorie, so daß man von einem Paradigmenwechsel sprechen

könnte. Geht man von den rezenten Auslösern der Übertragung analog zu den Tagesresten bei der Traumdeutung aus, kann man nach meiner Erfahrung in einer therapeutisch viel hilfreicheren Weise in die Tiefe gehen, als wenn man den »Widerstand des Patienten gegen das Erleben der Beziehung zum Therapeuten«, um Gills und Hoffmans (1982) prägnante Bezeichnung aufzugreifen, überspringt. Da Gills Innovation in den Kontext der gut validierten Meisterungshypothese von Sampson und Weiß gehört, ist eine Optimierung der psychoanalytischen Therapie zu erwarten.

### *Über die »technische Neutralität«*

Psychoanalytiker sind durch ein kaum in Worte zu fassendes Gefühl miteinander verbunden, die gleiche Haltung ihren Patienten gegenüber zu haben. Dieses Gefühl wird durch die Neutralitätsregel falsch instrumentalisiert. Deshalb ist nun Kernbergs Verständnis der »technischen Neutralität« unter die Lupe zu nehmen. Der Umstand, daß der Analytiker durch alles, was er tut oder nicht tut, den Patienten beeinflusst, steht im Widerspruch zur »technischen Neutralität« und macht diesen Begriff obsolet. Die Instrumentalisierung des idealen »psychoanalytischen Geistes« in die Neutralitätsregel zielte auf eine »soziale Nullsituation« (de Swaan, 1978) ab. Es genügt nicht, übertriebene Anwendungen der Neutralitätsregel zu kritisieren. Die berühmten Metaphern Freuds, das Spiegel- und Chirurgengleichnis, das den Analytiker anonymisierte, bringen nichts anderes zum Ausdruck als die angestrebte soziale Nullsituation.

Die Erkenntnis, daß die Neutralitätsregel der Methode nicht angemessen ist, würde sich schon lange durchgesetzt haben, wenn die Berufsgemeinschaft aufgeben könnte, ihre fiktive Einheit durch einige Regeln zu definieren. Tatsächlich ist keine Regel in der Lage, die psychoanalytische Haltung und Einstellung – vom Geist ganz zu schweigen – zu erfassen. Die Qualität eines Analytikers kann nicht danach bestimmt werden, ob er Regeln mehr oder weniger korrekt befolgt. Wie wir im ersten Band des Ulmer Lehrbuchs ausführlich mit Hinweis auf einen Aphorismus von Wittgenstein diskutiert haben, sind Regeln als Wegweiser zu betrachten (Thomä u. Kächele, 1985, Bd. 1, S. 272 ff.). Sie sind dem Erreichen von Zielen zugeordnet und müssen sich bewähren. Bestimmt man als Ziel der psychoanalytischen Methode die Veränderung unbewußter Strukturen und nimmt man an, daß die Analyse der Übertragung hierbei eine wesentliche Funktion hat, sind technische Regeln auf dieses Ziel hin auszurichten. Quantitative Definitionen der psychoanalytischen Methode, die sich beispielsweise an der Frequenz der Sitzungen oder am Grad der technischen Neutralität orientieren, sind völlig unzureichend. Die zuletzt von Kernberg (1999a) diskutierten Kontroversen über Psychoanalyse versus analytische Psychotherapie machen deutlich, daß hierbei qualitative Kriterien viel zu wenig berücksichtigt oder untersucht wurden.

Die Regel der technischen Neutralität stellt eine *contradictio in adjecto* dar. Es handelt sich also um eine Regel, die ausnahmslos nicht gilt, weil Deutungen implizit stets auf Werte bezogen sind.

Schon A. Freuds Beschreibung, der Kernberg seine Definition der technischen Neutralität entnommen hat, weist Unstimmigkeiten auf. Dort heißt es: »Der

Analytiker richtet seine Aufmerksamkeit gleichmäßig und *objektiv* auf alle drei Instanzen, soweit sie unbewußte Anteile enthalten; er verrichtet seine Aufklärungsarbeit, wie man mit einem anderen Ausdruck sagen könnte, von einem Standpunkt aus, der von Es, Ich und Über-Ich gleichmäßig distanziert ist« (A. Freud, 1936, S. 34; von mir hervorgehoben).

»Die klare Objektivität wird aber«, so heißt es an der angegebenen Stelle weiter, »leider durch allerlei Umstände getrübt.« Die wesentliche Trübung stammt meines Erachtens von drei falschen Grundannahmen: 1. handelt es sich nicht um eine objektive, sondern um eine höchst subjektive Aufmerksamkeit; 2. besteht keine gleichmäßige Distanz; und 3. ist die Art und Weise der Einflußnahmen in hohem Maße von den Theorien über Es, Ich und Über-Ich abhängig. A. Freud glaubte seinerzeit, von einem »objektiven« Standpunkt ausgehen zu können, während sich heutige Analytiker darüber im klaren sind, daß die Gegenübertragung und die jeweiligen Theorien dem Analytiker zunächst nur subjektive Erfahrungen und Einschätzungen vermitteln.

So schwierig es auch sein mag, einen Konsens<sup>1</sup> unter Analytikern zu erreichen und zu Generalisierungen zu gelangen, so dürfte es nur wenige Analytiker geben, die bei rein subjektiv begründeten Wahrheiten stehen bleiben. Die Absicherung des eigenen Standpunktes durch Übereinstimmung mit Angehörigen derselben Gruppe oder Schule genügt jedoch nicht, so beruhigend auch solche Zustimmungen sein mögen. Die »Dritten« in Kernbergs Drei-Personen-Psychologie sind ein Symbol für die Anderen. Die »Dritten« stehen für personifizierte andere Perspektiven, die im sozialen Wertesystem von Personen unabhängig geworden sind.

Die umfassende Bedeutung des »Dritten« ist für therapeutische Veränderungen, also für alternative Konfliktlösungen und für den Gewinn neuer Erfahrungen konstitutiv. Deshalb hat sich mein Verständnis der Drei-Personen-Psychologie, die ich im Ulmer Lehrbuch schon vor 15 Jahren als Grundlage der Abbildung des therapeutischen Prozesses betrachtete, von der Genese der ödipalen Triangulierung unabhängig gemacht. Die Dritten sind die Anderen, deren Stimmen sich im wörtlichen und übertragenen Sinn voneinander unterscheiden und die divergente Stimmungen und Gesichtspunkte zum Ausdruck bringen. Auch die Mutter-Kind-Beziehung ist triadisch und nicht symbiotisch-dyadisch angelegt,

<sup>1</sup> Dem Konsensusproblem gilt seit langem mein besonderes Interesse (Thomä et al., 1976). Im ungekürzten, der PSYCHE vorgelegten Manuskript befand sich ein Kapitel mit der Überschrift »Der Pulver-Test und Kohuts Gedankenexperiment«. Unter diesem Titel sind Studien zusammengefaßt, für die der sogenannte Pulver-Test repräsentativ ist (Meyer, 1994). Die Untersuchungen von Pulver (1987), Fosshage (1990) und Streeck (1994, 1995) sowie der fiktive Vergleich von Kohut (1984, S. 92 ff.) zeigen den Dissens in der Bewertung psychoanalytischer Daten zwischen Analytikern verschiedener Schulrichtungen. Niemand wird davon überrascht sein. Beunruhigend ist, daß Vertreter einflußreicher psychoanalytischer Schulen ihre Interpretationen einer Sitzung mit dem Anspruch vortrugen, ihre Auffassung sei die zutreffendere und auch therapeutisch wirkungsvollere. An diesem Aspekt des Pluralismus kann ich nichts Fruchtbare entdecken. Die von mir eingeforderte *methodisch* ausgerichtete Streitkultur, die sich an Kriterien der Verlaufs- und Ergebnisforschung orientieren sollte, wird hoffentlich zu einer Veränderung dieser Situation beitragen. Der Weg zur Objektivierung ist mühevoll. Eine solche im Sinne der Testtheorie anzustreben, wie Weiß mir zuschreibt, liegt außerhalb meiner Denkweise.

kurz gesagt: Dyaden sind Triaden minus eins (richtiger: Pluriaden -n), weil sie viele Andere enthalten. Ich stimme also Kernberg voll zu, daß der Analytiker in der dritten Position neue Perspektiven einbringt, womit Übertragungen und Gegenübertragungen transzendiert werden.

Kernberg beschreibt selbst, daß Analytiker aufgrund ihrer Gegenübertragung erheblichen Schwankungen ihres Erkenntnisprozesses unterliegen und gelegentlich, auch im wörtlichen Sinn, aus ihrer Rolle fallen. Komme es beispielsweise zu einer unkontrollierten, affektiven Äußerung, gebiete es die Ehrlichkeit, die sicht- und hörbar gewordene Selbstenthüllung nicht zu vertuschen. So weit, so gut. Das Problem liegt nicht bei den seltenen direkten und offenen emotionalen Äußerungen von Analytikern, sondern in den ständigen, unterschwelligsten Schlüsselreizen, die vom Analytiker ausgehen und die vom Patienten bewußt, vorbewußt oder unbewußt wahrgenommen werden. Aus diesem Grund spreche ich von der Bifokalität der Übertragung, mit der nichts anderes gemeint ist als die primäre Intersubjektivität des menschlichen Lebens, die in den psychoanalytischen Objektbeziehungstheorien sprachlich und phänomenologisch verstümmelt wird. Diese Bezeichnung trifft m. E. die intersubjektive Natur der Übertragung besser als der metaphorische Gebrauch von »Amalgam« oder »Legierung« (Gill, 1984; Riesenberger-Malcolm, 1986). Deshalb ist es mir unverständlich, daß Kernberg die bifokale Natur der Übertragung in Frage stellt. Welche Folgen es haben kann, wenn man die Bifokalität der Übertragung übersieht, habe ich an Hanlys um Wochen oder Monate verspäteter Selbstenthüllung demonstriert. Ohne genauer auf meine Argumentation einzugehen, hat Kernberg (1999b, S. 881) hierfür eine alternative Interpretation vorgeschlagen, die gewiß bedacht sein will. Es irritiert mich allerdings, daß Kernberg apodiktisch feststellt, daß es immer für den Patienten hilfreicher sei, wenn der Analytiker seine Gegenübertragung analysiere, anstatt den Patienten an dieser teilhaben zu lassen. Bei genaueren Untersuchungen könnte doch auch herauskommen, daß Analysieren und Teilhabenlassen keine Gegensätze sind. Vermutlich ist das so schwer erfäßbare sogenannte Analysieren die gebräuchliche Form, unsere Patienten an unserem Fühlen und Denken, an unserer Gegenübertragung *und* an der Dritten und n-ten Position teilhaben zu lassen.

Angesichts der sonstigen Übereinstimmung unserer Positionen hat dieser Dissens ein besonderes Gewicht. Denn es handelt sich nicht um eine banale behandlungstechnische Detailfrage. An der Art und Weise, wie man den Patienten im Hier und Jetzt am eigenen Nachdenken über die Gegenübertragung teilhaben läßt, werden grundlegende Probleme der gegenwärtigen und zukünftigen Psychoanalyse offenbar: Das Verständnis der Übertragung und deren Beziehung zu unbewußten Schemata ist der diagnostische und therapeutische Dreh- und Angelpunkt, von dem Verlauf und Ergebnis abhängig sind. Die dritte Position ermöglicht es, die Übertragungs-/Gegenübertragungsinteraktionen zu verlassen. Da das Verständnis von Übertragung und Gegenübertragung von der dritten Position ausgeht – die Übertragung also Teil der Begegnung ist – und letztere das therapeutische Potential enthält, ist es endgültig vorbei mit dem anonymen Analytiker. Sein Name steht nun als Symbol für alles Neue, das er in professioneller Rolle, also mit ethisch und methodisch bedingten Einschränkungen, ermöglicht.

An die Stelle der »technischen Neutralität« wird mehr und mehr die Erkenntnis treten, daß es in der Analyse um eine kritisch reflektierte Umwertung geht. Die

wertfreie und tendenzlose Deutung hat es nie gegeben. Deshalb ist es weit mehr als eine geistreiche Bemerkung, wenn Gill gelegentlich zu sagen pflegte, die scheinbar neutrale Deutung sei der erste Parameter in Eisslers »basic model technique« (siehe hierzu Thomä u. Kächele, 1985, Bd. 1).

In der dritten Position ist das unausgeschöpfte therapeutische Potential der analytischen Methode enthalten. Die Angst, diese Position voll zu übernehmen, hat dazu geführt, daß sich die Beeinflussung unreflektiert im Dunkeln bewegt. Entsprechend arm ist das Vokabular, wenn es darum geht, statt der Wiederholung in der Übertragung neue Erfahrungen und den Prozeß der Veränderung zu beschreiben. Meine Kritik an den totalistischen Konzepten kleinianischer Autoren bezieht sich auf diesen Mangel, den Weiß im Unterschied zu Kernberg nicht zu erkennen vermag.

An der Handhabung von Übertragung und Gegenübertragung läßt sich der Beitrag des Analytikers zum therapeutischen Prozeß, den wir im Ulmer Lehrbuch in den Mittelpunkt gerückt haben, in hervorragender Weise erkennen. Wie sind nun aber sich widersprechende Erfahrungen zu bewerten? Kernberg stellt im Einvernehmen mit Green fest, daß die Analyse der intersubjektiven Interaktion im Hier und Jetzt die Abwehr verstärke und das Aufdecken tiefer unbewußter Schichten erschwere, also an der Oberfläche bleibe. Die Klärung derartiger Kontroversen ist eine mühevoll Aufgabe der komparativen Psychoanalyse.

### *Über die kleinianische Perspektive von Weiß*

Weiß hat sich eine kleinianische Perspektive zu eigen gemacht. Seine Rezeption der kleinianischen Theorie und Praxis und meine Einstellung zur Psychoanalyse als Ganzes – und zur kleinianischen Schule im besonderen – unterscheiden sich wesentlich. Meine Neigung, bei der Integration divergenter, psychoanalytischer Theorien in mein persönliches therapeutisches Handeln kritische Fragen zu stellen, verdeckt gelegentlich, daß ich, wie jeder andere Eklektiker, den Entdeckungen aller Pioniere viel verdanke. Schon vor 35 Jahren habe ich S. Isaacs (1939) klinisches Berichtsschema ergänzt, um den klinisch-hermeneutischen Ansatz zu fördern, der nach Weiß von Forschern *über* die Psychoanalyse disqualifiziert wird. Von einer Schülerin M. Kleins habe ich nicht nur ein Schema übernommen, sondern dieses auch praktisch angewendet (Thomä, 1967; Thomä u. Houben, 1967). Es scheint keine kleinianischen Verlaufsdarstellungen zu geben, die im Sinne einer Fortschreibung des Schemas von S. Isaacs heutigen Anforderungen an einen psychoanalytischen Behandlungsbericht gerecht werden.

Weiß hat mich auf eine nachlässige Formulierung aufmerksam gemacht, die ich ungeprüft aus dem Ulmer Lehrbuch (Thomä u. Kächele, 1988, Bd. 2, S. 180) übernommen habe. Dort wird in Anknüpfung an ähnliche Ausführungen in Band 1 positiv hervorgehoben, »daß durch M. Klein Bewegung in die erstarrte Front der Widerstandsanalyse (im Sinne von W. Reich) gebracht wurde«. Es wird dort weiterhin erwähnt, daß die Bezeichnung Widerstand in der Terminologie der kleinianischen Schule verschwinden konnte und als Stichwort im Sachregister repräsentativer Bücher entweder fehle oder unter dem Stichwort »negative therapeutische Reaktion« erscheine. Namentlich aufgeführt werden Bücher von M. Klein, H. Segal, Rosenfeld und Etchegoyen. Weiß weist nach, daß sich

Etchegoyen (1991) nach dem Sachregister eingehend mit dem Widerstand befaßt hat, und er fügt hinzu, daß auch in Hinshelwoods (1989) Wörterbuch kleinianischer Begriffe der Widerstand nicht fehle.

Tatsächlich referiert Etchegoyen ausführlich über die Widerstandsanalyse in der engeren Nachfolge Freuds. Daraus wird ebenso wie aus der Definition von Hinshelwood deutlich, daß und warum in der Technik von M. Klein das Konzept des Widerstands verschwinden und auf die negative therapeutische Reaktion als Ausdruck der negativen Übertragung eingeschränkt werden konnte.

So bedauerlich diese Ungenauigkeit auch ist, in der Sache ist also nichts zurückzunehmen: Sowohl Etchegoyen als auch Hinshelwood bestätigen meine Auffassung, daß die Widerstandsanalyse bei M. Klein und ihrer Schule keine bzw. eine völlig andere Rolle spielt als in der klassischen Widerstandsanalyse, wie sie besonders von W. Reich systematisiert wurde.

Die in der Sache irrelevante Korrektur eines Fehlers ist vergleichsweise einfach. Schwieriger ist die Aufklärung von Widersprüchen und Mißverständnissen, die den Autor mit der Frage konfrontieren, wie man eine Sache selbst verstanden und zum Ausdruck gebracht hat. Wer hat wen, was und warum mißverstanden? Liegt es mehr am Text oder am Leser oder an beiden, am Autor und seinem Interpreten, wenn es zu Kontroversen über einen Text kommt? Wir haben eine schwierige Materie vor uns, und ich benutze die Gelegenheit, die Disputation dort zu vertiefen, wo ich glaube, mißverstanden oder falsch interpretiert worden zu sein. Dieser Eindruck beschränkt sich auf den Beitrag von Weiß. Seine Stellungnahme ist mir in so vielen Punkten sogar so fremd, daß ich, wäre da nicht die positive Kritik von Ermann und Kernberg, vor der Wahl stünde, an mir als Autor zu zweifeln oder aber zu vermuten, die Redaktion der PSYCHE könnte versehentlich einen anderen Text zur Besprechung an Weiß geschickt haben. Ich hoffe zeigen zu können, daß mein Kritiker die Sache nicht besser, sondern schlechter verstanden hat als ich selbst.

Die Einführung des Subjekts muß nach meiner Meinung gerade *nicht* im Subjektivismus inflationärer Gegenübertragungsbeschreibungen enden. Mir geht es darum, zu konstruktiven Lösungen auf der Basis der Intersubjektivität als Erfahrungsgrundlage der Psychoanalyse zu kommen. Ist es etwa kein Problem, wie man in der Psychoanalyse zur Vergleichbarkeit von Befunden und zu Generalisierungen gelangt? Wird ein Analytiker, der seine Befunde mit denjenigen seiner Kollegen vergleicht, zum Vertreter eines einheitswissenschaftlichen Ideals? Durch solche Bemühungen wird doch keine Sichtweise disqualifiziert, zumal es ganz selbstverständlich ist, daß klinisch-hermeneutische Ansätze Teil der komparativen Psychoanalyse sind. In der mir von Weiß zugeschriebenen Position<sup>2</sup> habe ich mich nie befunden. Weiß hat mir in seinem Übertragungsbuch

---

<sup>2</sup> Schon vor fünfundzwanzig Jahren stellten Kächele und ich als wissenschaftstheoretische Dilettanten fest: »Bemerkenswert ist, daß sich die Psychoanalyse weder dem hermeneutischen Universalitätsanspruch fügt, noch sich in das Prokrustesbett der einheitlichen wissenschaftlichen Methode der ›unity of science‹ pressen läßt. Es ist also nicht verwunderlich, daß Vertreter der ›unity of science‹ psychoanalytische Erklärungen in Zweifel ziehen, weil sie sich nur im interpretativen Kontext bewähren können, während der anderen Seite die erklärende Psychoanalyse nicht hermeneutisch genug ist« (Thomä u. Kächele, 1973, S. 206).



(1988) selbst attestiert: »Thomä und Kächele (1985) geben ihrer Übersicht zu diesem Thema [der Geschichte der Gegenübertragung, H. T.], den bezeichnenden Untertitel: »Die Gegenübertragung als Aschenputtel und die Geschichte seiner Verwandlung«. Jene, von Thomä und Kächele ausführlich dargestellte Entwicklung führte dahin, »die Gegenübertragung« als Konstitutiv des intersubjektiven Prozesses anzuerkennen und in ihrem Resonanzcharakter für die therapeutische Verständnisleistung zu erschließen (vgl. hierzu auch Nerenz 1985). Dem Analytiker wurde damit auferlegt, das – dem positivistischen Wissenschaftsideal korrelative – Selbstbild des »neutralen Beobachters« aufzugeben und seine je schon in die Äußerungen des Patienten »verstrickte« Subjektivität zum Ausgangspunkt eines vertieften Beziehungsverstehens werden zu lassen« (Weiß, 1988, S. 84).

Das dem positivistischen Wissenschaftsideal korrelative Selbstbild des neutralen Beobachters aufzugeben, bringt keinen Freibrief für subjektivistische Beliebigkeit mit sich. Nun ist jeder Analytiker um so mehr verpflichtet, nach seinen Möglichkeiten die Wirksamkeit durchgeführter Therapien zu belegen. Lippenbekenntnisse zu irgendwelchen wissenschaftstheoretischen Positionen sind hierfür kein Ersatz. Da die generelle Wirksamkeit der psychoanalytischen Methode gesichert ist, geht es nun um Vergleichsuntersuchungen. Deshalb plädiere ich für eine methodisch ausgerichtete Streitkultur zwischen den vielen existierenden Psychoanalysen als »komparative Psychoanalyse«.

Unklar ist mir geblieben, welches Ziel Weiß (1999, S. 895) mit der Wiedergabe von Wallersteins mehrstufiger Theorie verfolgt. Im Ulmer Lehrbuch wurde begründet, weshalb ich nicht zwischen beobachtungsnahen und überprüfbaren klinischen Theorieteilern und der Metapsychologie unterscheide. Ich erläutere meinen Standpunkt kurz anhand der von M. Klein und Bion geprägten Metapsychologie. Sowohl die beiden lebensbestimmenden Grundpositionen – die paranoid-schizoide und die depressive Position – als auch die behandlingstechnischen Begriffe sind von metapsychologischen Ideen tiefer imprägniert als in allen anderen psychoanalytischen Richtungen. Die Imprägnation ist so vollkommen, daß innerhalb der kleinianischen Schule Fragen der Validierung von Hypothesen und Theorien kaum auftauchen. Die jeweiligen metapsychologischen Annahmen wirken sich nachhaltig auf die klinische Praxis aus. Deshalb ist es in der Psychoanalyse generell so schwierig, die Validität von Theorieteilern klinisch zu überprüfen. Diese Überlegungen zur Beziehung zwischen Metapsychologie und klinischer Theorie richten sich übrigens in keiner Weise gegen die metaphorische Sprache, durch die alle psychoanalytischen Richtungen miteinander verbunden sind.

Aus der Bifokalität der Übertragung folgt die von Gill initiierte Kritik an der Übertragung als Verzerrung, die in der ich-psychologischen Richtung ebenso vorherrschte wie in der kleinianischen Psychoanalyse. Weiß diskutiert Greensons ichpsychologische Unterscheidungen in einer Weise, daß auch kundige Leser<sup>3</sup> den Eindruck gewinnen können, ich teilte sowohl Greensons Konzeption

<sup>3</sup> So schreibt Bohleber (1999, S. 817) im Editorial zum Doppelheft der PSYCHE: »Er [Weiß, H. T.] kritisiert Thomäs Auftrennung der Realität in eine übertragungshaft verzerrte und eine übertragungsfreie, deren Einordnung dem Analytiker obliege.« Tatsache ist, daß ich mit Gill gegen eine solche primäre »Auftrennung« argumentiere, wenn ich auch

als auch dessen Kritik an der kleinianischen Psychoanalyse. Richtig ist, daß ich Gills Kritik bezüglich der Gegenüberstellung von verzerrter Übertragung und realistischer übertragungsfreier Beziehung der ichpsychologischen Psychoanalyse von Greenson ebenso zustimme wie seiner Kritik der monadischen Konzeption der Übertragung in der kleinianischen Psychoanalyse.

Daß die Kleinianer wenig für die Arbeitsbeziehung übrig haben, ist nicht meine »verfälschende Einschätzung« (Weiß, 1999, S. 899), sondern das Ergebnis einer Umfrage von V. Hamilton, die ich an der angegebenen Stelle zusammenfasse. Ich teile diese Meinung, die durch die Ausführungen von Weiß nicht entkräftet wird. Aus meiner heutigen Sicht und aus therapeutischen Gründen halte ich es für angebracht, die ichpsychologische Konzeption der Arbeitsbeziehung aufzugeben und statt dessen mit Luborsky die Idee der »hilfreichen Beziehung« zu pflegen. Bei dieser Idee geht es um die Gestaltung der psychoanalytischen *Begegnung*, um das Auftreten, den Verlauf und die *Auflösung* von Übertragungen, soweit diese als pathologisch anzusehen sind, zu optimieren. Ich teile also H. Segals Überlegungen zum Arbeitsbündnis, denen aber eine wesentliche Dimension, nämlich die Bedeutung der dritten Position, fehlt. Die Übertragung kann sich nicht selbst handhaben. Ich bleibe dabei, daß der Analytiker dem narzißtischen Münchhausen aus exterritorialer, aus dritter Position die Hand reicht. In ihr ist alles enthalten, was den Analytiker von den imaginierten Rollenzuschreibungen, auch wenn er diesen durch seine »Rollenspiel-Bereitschaft« (Sandler, 1976, S. 301) teilweise entgegenkommt, *unterscheidet*.

Bei der Untersuchung übertragungsbedingter Widerstände, die beispielsweise dazu führen, daß Hilfe nicht angenommen werden kann, geht es um die Frage, inwieweit das »klassische Behandlungssetting« den Aufbau einer hilfreichen Beziehung fördert, erschwert oder verhindert. Die Rahmenbedingungen und die technischen Regeln müssen sich therapeutisch bewähren. Weiß läßt dem Zweifel keinen Raum und behauptet auf S. 898, daß a.) kleinianische Analytiker die Manifestation unbewußter Phantasien im Hier und Jetzt erforscht haben, b.) damit auch schwere Pathologien der Behandlung zugänglich gemacht haben, und daß ihnen das c.) gelang, indem sie das klassische »Behandlungs-Setting« möglichst unverändert beibehielten. Ich beschränke mich auf eine kritische Frage. Könnte es nicht sein, daß der Aufbau einer »hilfreichen Beziehung« der Erforschung unbewußter Prozesse und der Ermöglichung seelischer Veränderungen dienlicher ist als das Festhalten am klassischen Behandlungs-Setting?

Einige meiner Formulierungen über die Intersubjektivität, bei der die Psychoanalyse nicht stehen bleiben dürfe, mögen mißverständlich sein. Daß die Subjektivismen im Zusammenhang mit der totalistischen Auffassung der Gegenübertragung in den letzten Jahren eine inflationäre Entwicklung genommen haben,

---

zugleich seit meiner ersten Begegnung mit Gill die Meinung vertrat, der er sich – Übertreibungen einräumend – schließlich auch anschloß, daß Unterscheidungen getroffen werden müssen. Analytiker und Patient können nicht umhin, sich darüber zu verständigen, welche Aspekte der Übertragung als pathologisch anzusehen sind. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß das Sich-Einfühlen in die primäre Plausibilität der Übertragung deren sekundäre Einschätzung als »falsche Verknüpfung« ausschlosse. Die von Goldberg (1999) beschriebene Spannung zwischen »Empathie und Urteil« charakterisiert die Dialektik therapeutischer Veränderungen.

ist aber kaum zu bestreiten. Diese Entwicklung kam in Gang, nachdem Bion (1955) und Money-Kyrle (1956) die Gegenübertragung mit der projektiven Identifikation aufs engste verknüpft hatten. Die Gegenübertragung wurde zusammen mit der projektiven Identifikation zum »Meister« gemacht, anstatt ihr eine dienende Rolle zu geben. Nirgendwo finde ich in meiner Veröffentlichung eine Stelle, die im Widerspruch zu H. Segal steht, deren Auffassung Weiß (1999, S. 902) mir also auch nicht entgegenhalten kann. Es hängt ganz vom Meister ab, ob die Gegenübertragung zum Besten aller Diener wird. Der Diener hat sich aber meines Erachtens in den letzten Jahrzehnten verselbständigt und ist dabei, den Meister zu ruinieren. H. Segal hätte keinen Grund, an die dienende Rolle der Gegenübertragung zu erinnern, wenn sich diese nicht inner- und außerhalb der kleinianischen Schule verselbständigt hätte. Mit M. Klein selbst hat diese Entwicklung übrigens nichts zu tun. Ihre negative Einstellung zur Gegenübertragung im Kontext der projektiven Identifikation ist bekannt. Aus Raumgründen konnte ich darauf in meiner Veröffentlichung nicht eingehen.<sup>4</sup>

### *Ist die Vision einer vergleichenden Psychoanalyse gespenstisch?*

Offenbar habe ich durch meine Vision einer vergleichenden Psychoanalyse ein »Gespenst« an die Wand gemalt. Weiß (1999, S. 902) bringt damit eine Art der Wissenschaft in Zusammenhang, die gespenstische Züge annehmen könnte. Nirgendwo ist in meiner Veröffentlichung die Rede davon, daß die Psychoanalyse mit Hilfe *empirischer Methoden* vom Gespenst der Verabsolutierung der Gegenübertragung befreit werden müßte. Die Forderung von Spence, die ich zitiere und die von vielen Analytikern geteilt wird, entspricht meiner im zweiten Band des Ulmer Lehrbuchs begründeten Wertschätzung umfassender Behandlungsberichte.

Weiß unterscheidet zwischen empirischer Forschung *über* Psychoanalyse und *psychoanalytischer Forschung im engeren Sinn* (Weiß, 1999, S. 895, im Original hervorgehoben). Als Kronzeuge für letztere dient ihm Bion. Weiß beruft sich

<sup>4</sup> Überliefert wird die folgende, gut beglaubigte Geschichte (siehe Spillius, 1988): In einer Supervision habe ein Kandidat M. Klein mitgeteilt, er sei durch seine Patientin völlig durcheinander gebracht worden, was er auf die unbewußten Phantasien dieser Patientin zurückführte. M. Klein habe kurz und bündig gesagt: »Nicht die Patientin ist durcheinander, Sie sind konfus«. M. Klein blieb der Änderung der Gegenübertragungskonzeption gegenüber skeptisch bis ablehnend, was durch folgenden Vorfall belegt ist: M. Little, die wie H. Deutsch, Racker, Searles und Winnicott wesentlich zum neuen Verständnis der Gegenübertragung beigetragen hat, hielt 1956 in London einen Vortrag mit dem Titel »R – The Analyst's Total Response To His Patients' Needs«. Little ging noch weiter als P. Heimann. Die Gegenübertragung sei mehr als ein Signal, das vom Patienten kommt. Nach ihrer Ansicht bemerken Patienten die Gegenübertragung ihres Analytikers auf der unbewußten Ebene. Wenn die Gegenübertragung durch den Analytiker nicht anerkannt wird, können Patienten, so die Meinung von Little, auch nicht an die Realität der Übertragung als Teil ihrer selbst glauben. In der nachfolgenden Diskussion bemerkte M. Klein giftig, daß die Auffassung von Frau Little nur zeige, daß sie mehr Analyse brauche. Vom Vorsitz her unterbrach Winnicott ärgerlich und sprach Frau Klein das Recht ab, so etwas zu sagen: »Wir brauchen *alle* mehr Analyse. Keiner von uns kann mehr bekommen als eine bestimmte Menge, und dasselbe könnte man von jedem sagen« (Grosskurth, 1986, S. 519).

auch auf Ricoeur (1965), der der Psychoanalyse abgesprochen habe, eine Beobachtungswissenschaft zu sein. Psychoanalytiker wie Bion treiben nach Weiß Forschung im engeren Sinn. Er betont, wie notwendig auch die empirische Forschung über Psychoanalyse sei und findet anerkennende Worte zu meinem Werk. Der Kontext verkehrt dieses Lob jedoch ins Gegenteil. Was Analytiker, die *über* die Psychoanalyse forschen, in der Berufsgemeinschaft gelten, dürfte auch Weiß nicht unbekannt sein. Ich bin sicher, daß das Selbstverständnis der in der IPA aktiven Wissenschaftler nichts von solchen Gegenüberstellungen hält und darin eine Abwertung systematischer Forschung sieht. Kein Forscher würde die von Weiß aufgebrachte Idee ernst nehmen, mit Hilfe empirischer Methoden die Psychoanalyse vom Gespenst der Verabsolutierung der Gegenübertragung zu befreien. Die meisten Analytiker vertreten unter Berufung auf ein naives Verständnis von Freuds Junktim-Behauptung von Forschen und Heilen die Auffassung, die eigentliche psychoanalytische Forschung vollziehe sich alltäglich in der Praxis. Weiß bezieht diesen üblichen Standpunkt nicht. Er vertritt eine sehr eigenwillige Auffassung von der psychoanalytischen Forschung im engeren – gemeint ist damit gewöhnlich: »im eigentlichen« – Sinn. In Anlehnung an Bion versteht er darunter ein Nachdenken über emotionale Erfahrungen, wie sie sich in der analytischen Situation ergeben. Es dürfte nur wenige Analytiker geben, die sich damit begnügen, Modelle darüber zu generieren, was zwischen Analytiker und Analysand vor sich geht (Weiß, 1999, S. 895).

Weiß läßt prominente kleinianische Autoren für sich sprechen. Deshalb halte ich es für angebracht, die Stichhaltigkeit der vorgebrachten Argumente bei seinen geistigen Vätern und Müttern zu untersuchen. Weiß hat den auf Seite 896 beschriebenen Unterschied zwischen der Photographie einer Landschaft und einem Landschaftsgemälde verschiedener Epochen dem Werk Bions entnommen. Transkripte und Interaktionsberichte gleichen nach Weiß Fotografien, denen die künstlerische Anschauung und Interpretationen des Landschaftsmalers fehlen. Er übersieht, daß Transkripte Daten *und* Interpretationen enthalten, und eher der Fotografie eines Landschaftsgemäldes entsprechen als der fotografischen Wiedergabe einer Landschaft.

Sicher ist, daß lückenlose Tonbandtranskripte und vollständige Interaktionsberichte den originalen Szenen näher kommen als rückblickende Beschreibungen aus der Erinnerung des Analytikers. Jeder Bericht enthält natürlich Lücken, beispielsweise kann man über Tonbandtranskripte nur indirekt etwas über den Erkenntnisprozeß im Analytiker erfahren, ohne ihn selbst darüber gehört zu haben. Alle Analytiker, die ihren eigenen Dialog mit dem Patienten aufgenommen und dem Austausch nachträglich zugehört haben, sind ebenso wie andere Zuhörer davon beeindruckt, welche Rückschlüsse vom Ton, der die Musik macht, auf die Gegenübertragung möglich sind. Die Umsetzung der auch von Weiß begrüßten komparativen Kasuistik macht ein neues Genre der Darstellung von Behandlungsberichten und schließlich auch technische Hilfsmittel erforderlich.

Psychoanalytiker jeder Provenienz beobachten in einem schlichten Sinne Phänomene und stellen Korrespondenzen zwischen ihren Patienten und eigenen Vorstellungen fest, sind also davon überzeugt, daß die interpretierten Beobachtungen ein *fundamentum in re* haben. Ricoeurs These, daß die Psychoanalyse keine Beobachtungswissenschaft sei, wandte sich gegen einen scheinbar theoriefreien kruden Behaviourismus, mit dem die Psychoanalyse nichts gemeinsam

hat. Lange vor Popper war sich Freud bewußt, daß Beobachtungen stets im Lichte von Theorien gemacht werden. Die »Preisfrage« (siehe Thomä, 1999, S. 821, Fußnote) blieb aber praktisch ungelöst. Bion (und Weiß) unterschätzen den Einfluß theoretischer »Invarianten« auf die Interpretationen, die von Bion als Transformationen bezeichnet werden. Gewiß ist es wichtig, zwischen dem epistemologischen Status einer Theorie und ihrer Verwendung in der konkreten klinischen Situation zu unterscheiden, aber Weiß übersieht, daß Bions »Invarianten« von metapsychologischen Hypothesen durchtränkt sind, deren Gültigkeit vorausgesetzt wird.

Die Stabilität der Invarianten ist beachtlich. Damit geht erstens die Geschlossenheit des kleinianischen Systems und seine »Universalpsychopathogenese« einher. Die kleinianischen Positionen einschließlich der abstrakten, pseudomathematischen Invarianten Bions lassen sich zweitens scheinbar direkt als »unbewußte Phantasien« klinisch verwenden. Schließlich sorgen drittens in der Berufsausübung geschlossene Systeme für Sicherheit, die von deutschen Psychoanalytikern aus historischen Gründen besonders gesucht wird.

Diese drei Aspekte machen eine bemerkenswerte Beobachtung verständlich. Einerseits wirken kleinianische Berichte besonders nomothetisch, andererseits scheinen unbewußte Phantasien einen idiographischen und direkten Zugang zum Patienten zu ermöglichen.

Weiß hat meinen Hinweis, daß die totalistischen Auffassungen der Übertragung mit der Täuschung einhergehen können, als befänden sich Analytiker und Patient nicht in einer asymmetrischen, sondern in einer *vollgültigen* gegenseitigen *Beziehung* zueinander (1999, S. 831 f.), falsch bezogen. Was die Asymmetrie angeht, waren Kleinianer immer die strengsten Freudianer. Demgegenüber hat Weiß in seinem Übertragungsbuch (1988) von einer vollgültigen menschlichen Beziehung in der Mitte der Übertragung gesprochen (Thomä, 1999, S. 838).

Meine Bemerkung richtet sich gegen die *irreführende* Einebnung von Unterschieden durch das auf S. 838 widergegebene Zitat aus dem Übertragungsbuch von Weiß (1988), nicht aber gegen kleinianische Autoren. Weckt man Erwartungen, die nicht erfüllt werden können, kann es zu iatrogenen Enttäuschungsreaktionen kommen. Deshalb hüten sich die meisten Analytiker davor, Illusionen »in der Mitte der Übertragung« zu fördern, so als ob eine vollgültige menschliche Beziehung in der Therapie möglich wäre.

Weiß hält mir vor, daß ich kleinianische Beiträge einseitig interpretiere und meiner Einschätzung moderner Entwicklungen ein Mangel an Rezeptionsbereitschaft zugrunde liege. Es trifft natürlich zu, daß ich einige Veröffentlichungen, wie beispielsweise jene von R. Riesenberg-Malcolm (1986), einseitig interpretiert habe, um den Unterschied verschiedener Auffassungen über das Hier und Jetzt<sup>5</sup> deut-

<sup>5</sup> Das »Hier und Jetzt« ist zu einer modischen Phrase geworden, die völlig verschiedene, ja konträre Bedeutung hat. Nicht kontrovers ist lediglich die Binsenwahrheit, daß die Begegnung zwischen Patient und Analytiker stets eine gegenwärtige ist. Bei der Einschätzung der Aktualität geht es um folgende Probleme: 1. die Diagnostik unbewußter, in der Kindheit erworbener Schemata, zu denen auch die beiden kleinianischen Positionen gehören; 2. die Beurteilung der Aktualisierung unbewußter Dispositionen in der Übertragung; 3. die Auswirkung der analytischen Situation auf die Entstehung von Übertragungen; und schließlich geht es 4. um den therapeutisch entscheidenden Punkt, nämlich die Frage, ob der Beitrag des Analytikers dem Patienten hilft, so daß Veränderungen seines Erlebens, Verhaltens und sei-

lich zu machen. Die Autorin zeigt nämlich nicht, wie der Titel vermuten läßt, wie sich das Vergangene in der Übertragung mit der gegenwärtigen Anknüpfung vermischt. Von »Legierung« wird nur in der Zusammenfassung gesprochen. Abgesehen von diesem zentralen Punkt gibt es nicht wenige Übereinstimmungen zwischen unseren Ansichten.

Weiß vermeidet es, bei der Diskussion einer eigenen Publikation auf meine Konzeption des Hier und Jetzt einzugehen, statt dessen befaßt er sich mit Aspekten, die nicht zu meinem Thema gehören und gar nicht zur Diskussion stehen. Er ist nicht in der Lage, eine einzige Veröffentlichung zu nennen, die den von Schafer (1997) beklagten Mangel an ausführlichen Behandlungsberichten ausgleichen könnte. Ich kenne keine publizierte Krankengeschichte, die in den letzten drei Jahrzehnten, also seit der Veröffentlichung von Bions Buch, einen Behandlungsverlauf nach den von diesem Autor erschaffenen Transformationsregeln beschrieben hätte. Um sicher zu gehen, habe ich drei deutsche kleinianische Analytiker um Literaturangaben gebeten. Ich habe keinen Hinweis erhalten, der Schafers Beurteilung entkräften könnte. Weiß bringt statt überzeugender Fakten ein eigenartiges Argument. Er zitiert Schafer, der den Kleinianern eine legitime Genealogie bescheinigt. Gibt es irgend jemand, der die Herkunft der kleinianischen Psychoanalyse aus dem Werk Freuds als Grundlage unserer Gemeinsamkeit bestreiten würde? Nicht nur aus berufspolitischen Gründen konnten sich M. Klein und ihre bedeutenden Schüler bei der großen Kontroverse der 40er Jahre sogar darauf berufen, die echten Freudianer zu sein als die Gruppe um A. Freud. Wenn die Kritik eines so wohlwollenden Autors wie Schafer zutrifft, dann schleppen die Kleinianer einige methodische und theoretische Irrtümer Freuds 60 Jahre später noch immer mit sich. Wieviel Zeit wird der Psychoanalyse noch bleiben, um diese zu beheben? Es gibt keine psychoanalytische Richtung, die sich von den Entwicklungen auf dem Gesamtgebiet so wenig beeinflussen läßt – vom interdisziplinären Austausch beispielsweise mit der Mutter-Kind-Forschung ganz zu schweigen – wie die von M. Klein begründete Schule, die ihrerseits auf die Psychoanalyse den größten Einfluß hat.

---

ner Symptome eintreten und vom Patienten selbst und seiner Umgebung festgestellt werden können. Der Analytiker hat weiterhin die Aufgabe, in der Berufsgemeinschaft den Nachweis zu erbringen, daß die Veränderungen mit hoher Wahrscheinlichkeit auf Modifikationen unbewußter Strukturen (Schemata) zurückgeführt werden können. Ich sehe es als eine vordringliche Aufgabe einer komparativen Psychoanalyse an, unterschiedliche Auffassungen über das Hier und Jetzt klinisch zu klären. Bestehende Differenzen zu verweisen ist kontraproduktiv, wenn es auch verständlich ist, daß der Pluralismus die Sehnsucht nach Harmonie ansteigen läßt. In diesem Sinne verstehe ich, daß R. Riesenberg-Malcolm in einer Fußnote betont, mit den Ideen der beiden Slanders (1984) über das »Gegenwartsunbewußte« übereinzustimmen. Ein kritischer Vergleich der beiden Veröffentlichungen zeigt freilich, daß sich bei der kleinianischen Autorin die Vergangenheit in der Gegenwart wiederholt und isomorph bleibt, während in der Veröffentlichung der beiden Slanders das Problem der Beziehung zwischen dem dynamischen Unbewußten und dem gegenwärtigen Unbewußten vermieden wird. Ich bleibe also dabei, daß der totalistischen Auffassung von Übertragung und Gegenübertragung, wie sie in den drei genannten Publikationen von M. Klein, B. Joseph und R. Riesenberg-Malcolm in unterschiedlicher Ausprägung vertreten wird, ein ahistorisches Übertragungsverständnis zugrunde liegt, das zu Konfusionen führen kann.

Es trifft zu, daß auch in der kleinianischen Psychoanalyse Entwicklungen zu beobachten sind. Ob diese systemimmanent bleiben oder darüber hinausgehen, bleibt abzuwarten. Es mehren sich Anzeichen dafür, daß der Begriff der projektiven Identifikation von der Bezeichnung *enactment* abgelöst wird und die beiden kleinianischen Positionen ihre metapsychologisch-triebdualistische Erklärungsbasis verlieren und in eine Typologie psychodynamischer Abwehrformationen eingereiht werden. Sicher ist, daß die Heterogenität unter kleinianischen Analytikern zunimmt. Noch weniger als früher werden generalisierende Redeweisen – die Freudianer, die Kleinianer, die Selbstpsychologen – der Arbeitsweise des einzelnen Analytikers gerecht. Die Berechtigung, von Kleinianern oder von Mitgliedern anderer Schulen überhaupt sprechen zu können und damit die Eigenständigkeit zu minimieren, ergibt sich aus den schulspezifischen Invarianten analytischen Denkens und Handelns. Mit zunehmendem Eklektizismus muß sich jeder Analytiker theoretisch und methodisch selbst ausweisen.

Die Heterogenität wurde mir beim Vergleich der Publikationen von Britton (1998) und Steiner (1993) besonders deutlich. Britton legt eine leicht modifizierte Formel für die Beziehung zwischen der paranoid-schizoiden und der depressiven Position für die psychoanalytische Theorie von Entwicklung und Regression vor. Bei der Beschreibung der pathologischen Regression erwähnt er Balints (1968, S. 172) »Teufelskreis der Regression«, ohne den wesentlichen Punkt zu nennen. Balint hat nämlich den Teufelskreis der Regression als Folge des Verhaltens und der Deutungen des Analytikers verstanden und in diesem Kontext auch kleinianische Deutungsmuster kritisiert. Maligne Regressionen dieser Art können bei entsprechender Disposition bis zu »Übertragungspsychosen« (M. Little) gehen. Britton scheint die Regression als monadisches Ereignis zu betrachten und erwähnt Balints interaktionelles Verständnis mit keinem Wort. Auch der südamerikanische Kleinianer und Autor eines umfassenden Lehrbuches, Etchegoyen (1991), betrachtet die Regression als ein pathologisches Ereignis im Patienten, ohne jeden Zusammenhang mit der therapeutischen Interaktion.

Im Kontrast zu der eben beschriebenen monadischen Konzeption steht Steiners (1993) Auffassung, daß Patienten immer den inneren Zustand ihres Analytikers heraushören. Seine darauf zurückgehende Unterscheidung zwischen »patientenzentrierten und analytikerzentrierten« Deutungen führt Gesichtspunkte ein, die bisher in der kleinianischen Analyse vernachlässigt wurden, und verstärkt die Heterogenität.

Weiß bringt Argumente aus einer eigenen Arbeit, um den Vorrang von Übertragungsdeutungen im Hier und Jetzt in bestimmten Situationen zu exemplifizieren. Sollte er das Hier und Jetzt im Sinne der von ihm akzeptierten »Bifokalität« der Übertragung begreifen und dies nicht nur seine, sondern die heutige kleinianische Perspektive sein, würden große Teile meiner Kritik wegfallen können. Angesichts seines Kommentars ist dies freilich eine utopische Vorstellung.

Zur Streitkultur gehört es, doch noch ein gutes Ende zu finden. Ich stimme mit Weiß überein, daß Trivialisierungen das Verständnis von Bions Konzept des *containment* erschweren. Es war deshalb auch nicht meine Absicht, es aus dem Gesamtsystem herauszulösen. Vorgelegt habe ich lediglich eine Beschreibung dessen, was regelmäßig in der Psychoanalyse und in den modischen Bewegungen der Psychotherapie geschieht: Aus dem *containment* wurde eine Metapher mit großer kollektiver Wirkung und schulübergreifendem Tiefsinn. Das Gefühl, bei

einem Psychotherapeuten gut aufgehoben zu sein, ist einer der wichtigsten allgemeinen Wirkfaktoren in- und außerhalb der Psychoanalyse. Der Streit über die speziellen Mittel, die Veränderungen ermöglichen oder erleichtern, wird in der komparativen Psychoanalyse weitergehen. Dort bleibt der fair geführte, methodisch ausgerichtete Streit der Vater aller Dinge.

(Anschrift des Verf.: Prof. Dr. med. Helmut Thomä, Wilhelm-Leuschner-Str. 11, D-89075 Ulm)

#### BIBLIOGRAPHIE

- Albani, C., et al. (1999): Die »Control-Mastery«-Theorie. Eine kognitiv orientierte psychoanalytische Behandlungstheorie von Joseph Weiss. *Forum Psa.*, 15, 224–236.
- Balint, M. (1968): *Therapeutische Aspekte der Regression*. Stuttgart (Klett) 1970.
- Bion, W.R. (1955): Language and the schizophrenic. In: M. Klein et al. (Hg.): *New Directions in Psychoanalysis*. London (Tavistock), 220–239.
- (1962): *Lernen durch Erfahrung*. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1990.
- (1965): *Transformationen*. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1997.
- Bohleber, W. (1999): Editorial. *Psyche*, 53, 815–819.
- Britton, R. (1998): Psychische Entwicklung und psychische Regression. In: R. Britton, M. Feldman, John Steiner. *Identifikation als Abwehr. Beiträge der Westlodge-Konferenz II*. Hg. v. C. Frank und H. Weiß. Tübingen (edition diskord) 1998, 17–39.
- Ermann, M. (1999): Mit dem Pluralismus ins Chaos. *Psyche*, 53, 873–877.
- Etchegoyen, H. (1991): *The Fundamentals of Psychoanalytic Technique*. London (Karnac Books).
- Feldman, M. (1997): Projektive Identifizierung: Die Einbeziehung des Analytikers. *Psyche*, 53, 1999, 991–1014.
- (1998): Compliance als Abwehr. In: R.S. Britton, M. Feldman und J. Steiner (1998), 83–109.
- Freud, A. (1936): *Das Ich und die Abwehrmechanismen*. München/Wien (Int. Verl. Psa.) 1954.
- Freud, S. (1895d): Studien über Hysterie. *GW I*, 5–312.
- Fosshage, J. (1990): Clinical protocol and the analyst's reply. *Psa. Inquiry*, 4, 461–477 und 601–622.
- Gill, M.M. (1982): *Die Übertragungsanalyse*. Frankfurt/M. (Fischer) 1996.
- (1984): Transference: a change in conception or only in emphasis? *Psa. Inquiry*, 4, 489–523.
- , und I.Z. Hoffmann (1982): A method for studying resisted aspects of the patient's experience in psychoanalysis and psychotherapy. *JAPA*, 30, 137–168.
- Goldberg, A. (1999): Empathy and judgement. *JAPA*, 47, 351–365.
- Grosskurth, P. (1986): *Melanie Klein. Ihre Welt und ihr Werk*. Stuttgart (Verl. Int. Psychoanal.) 1993.
- Heimann, P. (1962): The curative factors in psychoanalysis. Contribution to the discussion. *Int. J. Psycho-Anal.*, 228–231.
- Hinshelwood, R.D. (1989): *Wörterbuch der kleinianischen Psychoanalyse*. Stuttgart (Verl. Int. Psychoanal.) 1993.
- Hunter, V. (1993): An interview with Hanna Segal. *Psa. Rev.*, 80, 1–28.
- Isaacs, S. (1939): Criteria for interpretation. *Int. J. Psycho-Anal.*, 20, 148–160.
- Joseph, B. (1985): Übertragung: Die Gesamtsituation. In: *Psychisches Gleichgewicht und psychische Veränderung*. Stuttgart (Klett-Cotta) 1994, 231–248.



- Kernberg, O.F. (1999a): Psychoanalyse, psychoanalytische Psychotherapie und supportive Psychotherapie: Aktuelle Kontroversen. *PPmP*, 49, 90–99.
- (1999b): Plädoyer für eine »Drei-Personen-Psychologie«. *Psyche*, 53, 878–893.
- Klein, M. (1952): The origins of transference. *Int. J. Psycho-Anal.*, 33, 433–438.
- Kohut, H. (1984): *Wie heilt die Psychoanalyse?* Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1989.
- Little, M. (1957): R – the analyst's total response to his patients needs. *Int. J. Psycho-Anal.*, 38, 240–254.
- Meyer, A.E. (1994): Nieder mit der Novelle als Psychotherapiedarstellung – Hoch lebe die Interaktionsgeschichte. *Zs. psychosom. Med.*, 40, 77–98.
- Money-Kyrle, R.E. (1956): Normale Gegenübertragung und mögliche Abweichungen. In: E.B. Spillius (Hg.): *Melanie Klein heute*. Bd. 2. Weinheim (Verl. Intern. Psychoanal.) 1991, 29–44.
- Pulver, S.E. (1987): Prologue and Epilogue to »How theory shapes technique: perspectives on a clinical study«. *Psa. Inquiry*, 7, 141–145 und 289–299.
- Ricœur, P. (1965): *Die Interpretation. Ein Versuch über Freud*. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1974.
- Riesenberg-Malcolm, R. (1986): Deutung: Die Vergangenheit in der Gegenwart. In: E.B. Spillius (1988), 101–122.
- Sandler, J. (1976): Gegenübertragung und Bereitschaft zur Rollenübernahme. *Psyche*, 30, 297–305.
- , und A.-M. Sandler (1984): Vergangenheitsunbewußtes, Gegenwartsunbewußtes und die Deutung der Übertragung. *Psyche*, 39, 1985, 800–829.
- Schafer, R. (1997): *The Contemporary Kleinians of London*. Madison (IUP).
- Segal, H. (1962): Die heilenden Faktoren in der Psychoanalyse. In: *Wahnvorstellung und künstlerische Kreativität – Ausgewählte Aufsätze*. Stuttgart (Klett-Cotta) 1992, 95–109.
- (1977): Gegenübertragung. In: *Wahnvorstellung und künstlerische Kreativität*. A.a.O., 111–118.
- Spillius, E.B. (Hg.) (1988): *Einleitung. Melanie Klein heute*. Bd. 2. Stuttgart (Klett-Cotta) 1991, 5–21.
- Steiner, J. (1993): *Orte des seelischen Rückzugs*. Stuttgart (Klett-Cotta) 1998.
- Streeck, U. (1994): Psychoanalytiker interpretieren »das Gespräch, in dem die psychoanalytische Behandlung besteht«. In: Ders., und M. Buchholz (Hg.): *Heilen, Forschen, Interaktion. Psychotherapie und qualitative Sozialforschung*. Opladen (Westdt. Verl.), 179–224.
- (1995): Private Theorien zum psychoanalytischen Handwerk. In: W. Tress und C. Sies (Hg.): *Subjektivität in der Psychoanalyse*. Göttingen (Vandenhoeck u. Ruprecht), 29–47.
- Swaan, A. de (1978): Zur Soziogenese des psychoanalytischen »Settings«. *Psyche*, 32, 793–826.
- Thomä, H. (1967): Konversionshysterie und weiblicher Kastrationskomplex. *Psyche*, 21, 827–847.
- (1996): Über die Validierung psychoanalytischer Deutungen, 1965–1995. *Psychotherapie, Psychosom., Med. Psychol.*, 46, 234–240.
- (1999): Zur Theorie und Praxis von Übertragung und Gegenübertragung im psychoanalytischen Pluralismus. *Psyche*, 53, 820–872.
- , und A. Houben (1967): Über die Validierung psychoanalytischer Theorien durch die Untersuchung von Deutungsaktionen. *Psyche*, 21, 664–692.
- , und H. Kächele (1973): Wissenschaftstheoretische und methodologische Probleme der klinisch-psychoanalytischen Forschung. *Psyche*, 27, 205–236 und 309–355.
- (1985/88): *Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie*. 2 Bde. Berlin (Springer) 1996/97 (2. überarbeitete Auflage).
- , et al. (1976): Das Konsensusproblem in der Psychoanalyse. *Psyche*, 30, 978–1027.
- Weiß, H. (1988): *Der Andere in der Übertragung*. Stuttgart (frommann-holzboog).

- (1999): Die Verabsolutierung der Gegenübertragung: Ein neues Gespenst. *Psyche*, 53, 894–904.
- Weiss, J., H. Sampson, Mount Zion Psychotherapy Research Group (1986): *The Psychoanalytic Process: Theory, Clinical Observations and Empirical Research*. New York (Guilford).